

Literatur des Auslandes.

N^o 93.

Berlin, Freitag den 4. August

1837.

England.

Von Paris nach London.

England beginnt für die Franzosen eigentlich schon in Boulogne. Die anderen Französischen Küstenstädte, die mit Großbritannien in direkter und schneller Verbindung stehen, haben ihre National-Physiognomie erhalten. Calais ist eine traurige, graue und eben so häßliche Stadt als Dover, doch noch Französisch. Beide Städte, Dover und Calais, in ihrer Häßlichkeit einander gegenüber gestellt, scheinen sich Gesichter zu schneiden und so den alten Haß Frankreichs und Englands zu personifizieren. Havre würde sein nationales Urbild nur gegen Amerikanische Formen vertauschen. Dieppe überläßt sein reizendes Ufer der feinen Welt aus Paris, aber Boulogne ist ganz Englisch. Boulogne ist für London, was Brüssel für Paris ist: es ist eine vom Unglücke und von den Leidenschaften der Briten gegründete Kolonie. Dahin flüchten sich die durch Verschwendung zu Grunde gerichteten Dandys, die im Todeskampf liegenden Speculanten, die von ihren Gläubigern verfolgten Gentlemen und die jungen Misses, welche die ihrer gedrehten Tugend gewährte Freiheit mißbrauchten. Diese Verbannten, denen ihr Vaterland immer theuer bleibt, haben Boulogne zu ihrer Residenz erwählt, und in dieser Stadt, die sie nach ihrem Vorbilde und zu ihrem Gebrauch umgemodelt haben, können sie sich recht wohl mitten in eine elegante Stadt der Grafschaft Sussex oder nach Wales verfeßt glauben; täglich bringt ihnen das Paketboot Nachrichten aus der Vaterstadt, bei jedem Tritte stoßen sie auf Gestalten ihrer Landsleute. Boulogne hat sich ihren Moden, ihrer Küche, ihrer Sprache anbequemt; man möchte sagen, es sey eine durch den Schwarzen Prinzen eroberte Stadt, die Karl VII. wiederzuernehen vergessen hat.

Für den Reisenden, der von Paris nach London geht, ist Boulogne ein belehrender Uebergangspunkt, eine nützliche Vorrede, aus der man während einiger Stunden die Englischen Lebens-Elemente und Sitten studiren kann. Man steigt aus dem Eilwagen mitten unter einem Anlauf ungestümer Forderer, welche die Antömmlinge für die Gasthäuser anwerben. Diese unterschämten General-Quartiermeister werfen sich auf die Bagage, packen den Reisenden beim Kragen und schleppen ihn, wenn man sich geben läßt, mit Riesenkraft fort. In Boulogne sind die Hälfte der Gebäude nach Englischer Art eingerichtete Gasthäuser; es giebt darin Dolmetscher für die Franzosen, und man wird ganz nach Englischer Art bedient, das heißt, man ist sehr schlecht, und der Bordeaux-Wein kostet 18 Francs die Bouteille. Wenn man bei der Abreise seine Karte bezahlt hat, so sind die Unkosten erst zur Hälfte gedeckt, denn nun stellen sich die Dienstleute Einer nach dem Anderen ein: zuerst der Bettjunge, dann der Stiefelputzer, der Rockausklopfer, der, welcher die Weste ausgeblüht, der Tafeldecker, der bei Tische servirt hat, das Mädchen, welches warmes Wasser, die Magd, die kaltes Wasser gebracht, der Junge, der den Reise-Koffer, sein Kollege, der den Reisebeutel getragen hat, und endlich noch der Ueberzählige, welcher sich des Hut-Futterals angenommen; jeder verlangt mit ausgestreckter Hand sein Gehalt, und jeden muß man bezahlen, wenn man respektirt seyn will.

Die Ausbildung des Reisenden zum Engländer wird auf dem Dampfboot fortgesetzt und vollendet. Sobald man den Fuß in das Boot gesetzt hat, befindet man sich mitten in England; man kann sich nur noch mit dem Wörterbuch in der Hand, und indem man nach besten Kräften die Sprache Shakespeares und der Mirkreß Trollope radedreht, verständlich machen. Man frühstückt kaltes Rindfleisch, Beer und Porter; das in der Börse gebliebene Französische Geld hat alle Bedeutung verloren, und man muß nach Schillingen, Pencees und Sovereigns zählen.

Bald zeigen sich die weißen Küsten Albion's wie ein Band am Horizont: Dover weit unten, gebüllt in die Nebel der See, näher Margate und Ramsgate, zwei reizende Häfen. Bald befindet man sich auf der Themse, bewundert die schönen Fluren Englands, die gewaltigen Wiesen, die Hügel, welche grün gemalt zu seyn scheinen, und Bäume, gruppiert wie in den sauberen Stahlstichen eines Krepfale. Das Boot gleitet dem Ufer näher, um uns Gravesend in der ganzen Anmuth seines Indischen Schmucks zu zeigen. Gravesend ist das köstliche Phantasia-Bild eines Nabobs, eine Englische Odalisse, die ihre Chinesischen Flüsschen in der Themse badet. Weiterhin entfaltet Woolwich seine mächtige Artillerie, die Kanonen seines Arsenal's, seine Bomben-Trauben und Kugel-Pyramiden vor unseren Augen. Hier zeigt sich England nicht mehr in seiner Anmuth, sondern in seiner Kraft; hier ist bereits der Strom mit Schiffen bedeckt, ein Wald von Masten, der

sich über einen Raum von mehreren Meilen erstreckt. Sobald man Greenwich vorüber ist, das ein geräumiger, den Invaliden der Marine geweihter Palast schmückt, gelangt man in das Stromgebiet von London. Zahlreiche Dampfboote durchkreuzen den Fluß, dessen Ufer mit Werften und schwarzen Magazinen bedeckt ist, und hinter diesen Häusern erheben sich wieder andere Mastwälder, die Docks. Jetzt fährt man über den Tunnel; zur Rechten erscheint der Tower, vor uns die Londoner Brücke: Wir begrüßen die Hauptstadt Englands!

Aber wo werden wir landen? Die Themse hat herrliche Brücken, aber keine Quais. Die Häuser berühren den Fluß, eine sehr bequeme Lage für die Kaufleute, die ihre Schiffe beladen, ohne aus ihren Magazinen zu gehen. Hier giebt es kein Expropriations-Gesetz für das allgemeine Beste, denn hier befinden wir uns bei der Londoner Brücke in der City, und die City hängt weder von dem Könige von England, noch von dem Parlament ab, denn die City steht kraft ihrer alten Freiheiten nur unter ihrem Lord-Mayor und erkennt keine andere Gefege an, als die durch den Gemeinderath votirten Municipal-Gesetze. Achtung den Privilegien der City!

Man steigt von dem Dampfboote in eine Bark, durchläuft mehrere Röhre, klettert auf ein Bretter-Gestell, passiert ein Gewölbe, welches einem Wasserabfluß gleicht, und man ist zwei Schritte vom Zollhause in London. Die Zoll-Beamten untersuchen das Gepäck sehr oberflächlich; es liegt in dieser Nachlässigkeit ein Schein von Verachtung gegen die Französischen Einschwägungen, welche die Engländer mit Stolz ihrer National-Industrie unschädlich halten.

London ist in zwei Viertel oder vielmehr in zwei Städte getheilt, die City und das Westend. Das Westend steht durch seine Großartigkeit in Erstaunen, die City durch ihr befremdendes Ansehen. Die City besteht aus einem unendlichen Labyrinth kleiner Straßen, deren Backsteinhäuser eben so vielen kleinen Gefängnissen gleichen. Vor diesen Häusern, vier Fuß von der Fassade, dienen eiserne Gitter als Geländer und als Einäunungen von Vertiefungen, welche die Kellerräume enthalten; eine Art Brücke liegt vor der Eingangs-Thür. Die niedrigen Häuser, die rothen Straßen, die schwarzen Gitter gewähren den wunderbarsten Anblick. Von Boulogne nach London dauert die Ueberfahrt eilt Stunden, gewöhnlich reist man des Morgens ab, kommt des Abends an und schreitet Nachts aus dem Zollhause. Was man dann am besten thun kann, ist, nicht in, sondern auf einen Omnibus zu steigen, zwei Plätze neben dem Kutscher werden für unerschrockene Reisende aufbewahrt, und es ist dies ein ganz herrlicher Ort für einen Schaulustigen. Man durchfährt auf diese Weise einen guten Theil der neuen und alten Stadt und erhält von London eine summarische und schnelle Uebersicht, die einen lebhaften Eindruck macht. Man kommt an der Börse bei St. Paul und dem Hause St. Majestät des Lord-Mayors vorüber. Durch Temple-Bar gelangt man aus der City an den Strand, eine breite und schöne, belebte und von Gasflammen glänzende Straße. In den Kaufläden Londons spart man keine Gasflammen; man verschwendet sie, um zu blenden; sie glänzen überall in funkelndem Diadem, in rollenden Kugeln, in beweglichen Bouquetten, in rieselnden Springbrunnen. Die vorzüglichsten Zeitungen Londons haben ihre Druckereien am Strand, die Gebäude derselben sind hoch oben mit einem funkelnden Stern ausgestattet, das heißt ein erleuchtetes Schild, ähnlich dem Zifferblatt an dem Stadthause in Paris, und in der Mitte desselben liest man den Namen der Zeitung. Am Ende des Strandes eröffnet Charing-Cross die Reihe der Wunder, welche Westend vom Trafalgar-Platz an bis zur äußersten Spitze von Regents-Parl und bis nach Piccadilly entfaltet.

Gleich wenn man die Regents-Street durch Pall-Mall hinein kommt, muß man eine prächtige Decoration von Säulen, Tempeln und Palästen bewundern, die sich dem erstaunten Blicke darbietet. Indes eine genauere Untersuchung zerstört bald das trägerische Blendwerk. Man gewahrt, daß es den prunkvollen Wohnungen an wahrer Größe mangelt; es ist Griechische Schminke und weiter nichts, für einfache Häuser zu gesucht und für Paläste zu armselig. Regents-Street und Piccadilly sind durch ihre Breite und Länge wahrhaft schöne Straßen. Auch hier, wie in dem übrigen Theil der Stadt, sind die Häuser klein, aber reinlich, mit Delfarben angestrichen und mit einer unglaublichen Kofetterie verziert. Die Thüren spiegeln und blinken von blendendem Kupfer, die Fenster-Flügel, die sich nicht öffnen, sondern in einem Rahmen laufend in die Höhe ziehen, wie man es bei uns noch in einigen alten Gebäuden sieht, sind mit Spiegel-Scheiben versehen, die von ihrer leicht konkav gebogenen Oberfläche einen lebhaften Glanz ausstrahlen. Das prächtige Ansehen dieser Häuser wird vom Volke geachtet, und niemals malt eine ruhlose Hand schmutzige Dinge an die

Wände. Wenn ein Eigenthümer dieser aristokratischen Wohnungen stirbt, so bringt man an der Fagade ein großes Gemälde in der Form eines geschobenen Vierecks an, in welchem im schwarzen Rahmen das Wappen des Verstorbenen glänzt. Diese Trauer-Wappenschilder bleiben ein Jahr hindurch ausgestellt. Das ganze Westend wird von schönen und breiten Straßen durchkreuzt, die alle in reizende Squares auslaufen. Squares nennt man bekanntlich einen Platz, in dessen Mitte sich ein mit einem Gitter umgebener Garten befindet. Der Besuch dieser Gärten steht ausschließlich den Bewohnern der Häuser zu, die den Platz umgeben. Die Squares sind im Kleinen und für Privatleute das, was die Parks im Großen und für das gesammte Publikum sind.

Man denke sich statt des Gartens der Tuilerien oder des Luxembourgs weite Felder mit Wiesen, Teichen, Kanälen, Bosketten, Gebölzen und Heerden; das sind die Parks. Man sollte glauben, man wäre in einer ländlichen und reizenden Trift in Devonshire, aber man befindet sich in London, in St. James, Hyde-Parc oder im Kensington-Garten. Und damit die Täuschung vollkommen sey, trifft man wenig Leute an diesen ländlichen Orten. Die Engländer sind entweder gewaltige Stubenhocker oder Reisende ohne Zügel; jede Art von Spaziergang verabscheuen sie, und sie erheben sich nur, um eine Reise um die Welt zu machen. Nur die Dandys und die Mode-Leute fahren im Regents-Parc spazieren, der dem Hyde-Parc in der Gunst der fashionablen Welt gefolgt ist. Gegen sechs Uhr drängen sich die eleganten Equipagen in Regents-Street und rollen sichtlich auf der Macadamisirten Chaussee dahin.

Der Gewohnheit der Engländer, viel zu sitzen, muß man die ungeheure Entwicklung und das riesenhafte Verhältniß der Großbritannischen Zeitungen zuschreiben. Man hat berechnet, daß die ganze Auflage einer Nummer der Times die beiden Grafschaften Surrey und Middlesex, an deren Spitze London steht, bedecken würde. Das Lesen der Times kann einen wohl organisirten Engländer angenehm zu Hause fesseln und vom frühen Morgen bis zum Abend beschäftigen. Uebrigens sind die Engländer darin sehr gewissenhafte Leute, daß sie ihre Zeitung von Anfang bis zu Ende, die Anzeigen mit eingelesen, durchlesen. Dabei kommt es auch, daß die Anzeigen die anziehende Gestalt des Puffs angenommen haben und von den geistreichsten Schriftstellern redigirt werden. Man citirt als Muster reizender Puffs die, welche selber Thomas Moore für Mr. Flechter, den ehemaligen Kammerdiener Lord Byron's, anfertigte. Da Flechter arm war, sah er sich genöthigt, einen kleinen Handel zu unternehmen und eröffnete einen Laden mit Italiänischen Pasteten. Thomas Moore, der ihm mit seiner Bösheit nicht helfen konnte, half ihm mit seiner Feder; der Dichter schrieb Puffs über die Maccaroni, komponirte herrliche Geschichtchen und gab interessante Erzählungen, deren dramatische Entwicklung immer auf eine angelegentliche Empfehlung der Flechterschen Fadennudeln hinauslief. Aber der Kammerdiener Etilde Harold's wußte seinen Geist der niedrigen und profaischen Beschäftigung eines knauerigen Handels nicht zu beugen, und auch Thomas Moore's Puffs waren zu ohnmächtig, um seinen Bankerott zu verhindern. Flechter, zu Grunde gerichtet, wurde von seinen Gläubigern verfolgt und Schulden halber eingesperrt. Das Gerücht von seinen Unglücksfällen drang bis zu den erhabenen Regionen der schönen Welt. Eine Subscription wurde eröffnet, ein prächtiges Album circulirt in diesem Augenblicke in den glänzendsten Salons von London. Jeder trägt seinen Namen und seine Gabe ein und begleitet sie mit einigen Zeilen in Versen oder in Prosa. Flechter wird endlich reich werden, aber er wäre es wohl noch selber geworden, wenn er, anstatt die durch Thomas Moore berühmten Maccaroni zu verkaufen, seine Memoiren geschrieben hätte.

Die Engländer sind Stubenhocker, weil sie leutescheu sind; so weit vorgeschritten sie auch in der Industrie sind, haben sie doch nur wenig gesellige Bildung. Man möchte sagen, daß sie sich in gewissen Punkten noch in einem Zustande völliger Barbarei befinden. So ist z. B. die Kochkunst bei ihnen eben so sehr in der Kindheit, wie bei den menschenfressenden Völkern. (?) In der Gastronomie zeigt sich der höchste Ausbruch der vorgeschrittenen Civilisation. (?) Rom hatte die höchste Stufe erreicht, als Lucullus lebte; die Engländer verstehen nichts von Gastronomie. Wie die Wilden, essen sie in reinem Wasser gekochtes Gemüse, und wie die Homerischen Helden, lassen sie sich ungeheure Stücke Rindfleisch auftragen. Der an eine delikate Mahlzeit gewöhnte Ausländer ist in London ein verlorener Mensch; er kommt von dem verdammten blutigen Roast-Beef gar nicht los. Es ist immer ein und dasselbe, und man macht in den glänzendsten Restaurationen nur etwas mehr Umstände. Man verlangt ein Beefsteak und bekommt fünf Schüsseln, deren jede mit einer silbernen Gabel bedeckt ist. Was soll dies Alles? Es ist das verlangte Beefsteak mit feinem Zubehör. In der ersten Schüssel das Stük Rindfleisch, in der zweiten in Wasser gekochte Kartoffeln, in der dritten gewöhnlicher Kopfsalat, in der vierten Erbsen, ebenfalls ohne Salz gekocht, in der fünften endlich geschmolzene Butter, dazu noch eine Menge Flaschen, welche Saucen und Pulver von allen Farben enthalten. Um zu wechseln, giebt man auch gekochten Lachs, Puddings und gräßliche Rhubarber-Pasteten, nach denen die Engländer und Engländerinnen die Finger lecken. Suppe ist in England gänzlich unbekannt, und um Wein zu trinken, muß man ein Millionair seyn. Leute, die nur vierzigtausend Franken Rente besitzen, müssen sich mit den zwei abscheulichen Getränken Ale und Porter begnügen.

Dennoch sah ich hinter den Coulissen des Kings-Theater Madame Pasta eine Pint dieser gräßlichen Porters austrinken, ihre Lippen mit dem Kermel des Gewandes von Romeo abwischen und dann in die Scene treten, wo ihre schönen dramatischen Accente eben so rein und kräftig erklangen, als zehn Jahre früher, wo sie im Italiänischen Theater zu Paris mit Beifall überschüttet wurde. Juni und Juli sind in London die beiden schönen Monate; die Nebel zerstreuen sich, die Aristokratie verläßt ihre Landgüter, die fashionablen Reisenden kehren vom Festlande zurück, und die blühende Zeit der Theater beginnt.

Das Kings-Theater giebt jährlich fünfzig Vorstellungen, welche im Monat Februar anfangen und den fünfzehnten August endigen. Der Unternehmer erhält keine Unterstützung. Die Miete des Hauses beträgt 13,000 Pfd. Sterl., die Unkosten steigen bis auf 40,000 Pfd. (270,000 Tblr. Pr.) Die für die Saison gemieteten Logen bringen 20 bis 25,000 Pfd. St., und die Einnahme bei jeder Vorstellung deckt das Uebrige. Der Preis der Plätze ist sehr hoch, der niedrigste, der des Parterre, ist ein halber Sovereign (3/4 Tblr.) Um zum Parterre des Kings-Theater wie zu allen anderen Plätzen zu gelangen, ist ein eleganter, wenn auch nicht gerade seiner Anzug nöthig. Die Männer haben weder im Ueberrock, noch im weißen Hut Zutritt. Die Frauen kommen gewöhnlich im Wall-Kozug, und man sieht sogar im Parterre Atlas-Roben mit einem Haarschmuck von Perlen. Der innere Raum des Kings-Theater ist sehr unschön. Er enthält sechs Reihen Logen, ohne Gallerien. Die Loge der Königin ist weder geradezu, noch vorn, sondern ganz einfach auf der linken Seite der ersten Reihe. Ein sehr dürftiger Kronleuchter, dicht an der Decke hängend, und zehn kleine Wandleuchter lassen den Saal, welcher sehr groß und roth decorirt ist, in einem gewissen Halbdunkel. Das Kings-Theater steht mit der Pariser großen Oper in demselben Range.

Drury-Lane theilt sich mit dem Kings-Theater in die schöne Welt. Alle Taglioni wirkt Wunder auf dieser Bühne. Hierauf folgen nun die kleinen Theater, welche der Reihe nach in bestimmten Zeitabschnitten sich öffnen und schließen. Das neueste dieser Theater ist das, in welchem die Französische Truppe ihre Vorstellungen giebt. Der Saal ist mit einem bewundernswürdigen Luxus ausgeschmückt. Die Logen sind mit Seide drapirt und überzogen. Die Parquetplätze bestehen aus rothsammetnen Sesseln mit vergoldetem Holze. Alles in diesem Saal athmet Eleganz und feinen Geschmack, was die Engländer comfort nennen. Die Bänke des Orchesters sind weit genug von einander entfernt, damit man hindurch gehen kann, ohne die Personen, welche ruhig sitzen bleiben, und wenn sie auch die nachlässigsten Stellungen angenommen hätten, zu stören. Die Engländer lieben ihre Bequemlichkeit, und in allen Theatern achtet man diesen so natürlichen Hang. Der Architekt und der Dapezierer arbeiten nicht für den Direktor, sondern für das Publikum. Bei uns findet man gerade das Gegenheil. In diesem Augenblicke zählt London wenige gute Schauspieler. Charles Kemble und Kisson ziehen sich vom Theater zurück; es bleibt Matthews, ein Komiker, der in der Darstellung der verschiedenen Charaktere der Nationen ausgezeichnet, und Macready, ein Nord-Amerikaner, der voll Begeisterung für Shakespeare ist. Der Sohn Kean's, der in der Provinz spielt, verspricht, wie man sagt, in die Fußstapfen seines berühmten Vaters zu treten.

Eugen Guinot.

Frankreich.

J. Janin's literarische Portraits.

George Sand.

(Fortsetzung.)

Der erste Roman unseres Autors: „Rose et Blanche“, nimmt sich gerade so aus, als hätten zwei Federn daran geschrieben, und zwar zwei scheinbar ganz unverträgliche Federn; als wären zwei Schriftsteller von ganz entgegengesetztem Charakter und entgegengesetzter Schule hier zusammengedrungen und hätten es nun darauf angelegt, sich in Styl und Gedanken dermaßen von einander zu unterscheiden, daß auch der klügste Leser sie nicht für Einen halten sollte. Der Eine von den Beiden ist elegant, terret, klar, ruhig, friedlich, sanftmüthig, sittlich rein, vorsichtig und scheint Alles zu vermeiden, was Kühnheit heißen könnte; der Andere hingegen ist ungestüm, bigig, leidenschaftlich, er wagt Alles, erlaßt sich Alles, und erst an der Gränze des Roben und Barbarischen gebietet der großen Dichtern eigene Instinkt des Schönen ihm Einhalt. Ich denke mir, mancher Kritiker künftiger Tage würde in nicht geringe Verlegenheit kommen, wenn man ihm dieses seltsame literarische Erzeugniß vorlegte und fragte: „An diesem Buche haben ein Mann und ein Weib geschrieben; nun sage an, welche Stücke sind vom Weibe, und welche sind vom Manne?“ Er geht an das Buch und findet manches Blatt, das gefällig, sitzig, einfach, anspruchslos ist: „Ganz gewiß“, ruft er, „dieses ist von weiblicher Hand geschrieben.“ Dann findet er wieder andere Kapitel, die sind voll gewaltigen Ungeflüms, voll glühender Gemälde der Leidenschaft, Zucht und Sitte empörend, und oft ist eine grausame Härte darin, als wären sie von eiserner Faust mit eiserner Feder geschrieben. „Das kommt auf des Mannes Antheil“, ruft der Kritiker — und er hat sich doppelt geirrt; was er dem Weibe zuschrieb, gebört dem Manne, was er vom Manne glaubte, gebört dem Weibe an. Fürwahr, George Sand wird seinen künftigen Auslegern viel zu schaffen machen.

Dieses seltsame und verwirrende Durcheinandergähren zweier Naturen in einer Person konnte so nicht fortbestehen und führte zu einem Kampfe, in welchem George Sand's geistige Individualität zur entscheidenden Durchbildung gelangte. Als Weib das gedriessene unter allen Weibern, vor deren glänzender Gegenwart selbst die geistige Größe einer Staël in Schatten getreten wäre, wollte George Sand dennoch durchaus nicht Weib, sondern um jeden Preis, auch der eigenen Natur und Schwäche zum Troz, durchaus ein Mann seyn. Dieses Verlangen war nicht bloß eine Grille ihres Ehrgeizes, sondern es lag wirklich in ihrem Charakter, in ihrer Bestimmung. Da geschah es, daß eine Schwäche sie überleitete, daß die Macht der Gewohnheit sie hinein und sie in solchen Augenblicken als ein Weib fühlte und als ein Weib handelte. — daß ihr Herz im Drange weiblicher Empfindung schlug, ihr Auge von weiblicher Veltommenheit oder Nüchternung feucht wurde. — Gegen solche Momente empörte sich in ihr die mächtigere Hälfte ihres Selbst, und der männliche Verstand, der männliche Wille ging in den Kampf gegen

das weibliche Gemüth. Es war ein langer, hartnäckiger Kampf zweier Naturen um den Besitz dieses außerordentlichen geistigen Wesens, und er endete zwar mit entschiedenem Siege, aber nicht mit unbedingter Herrschaft des männlichen Genius. Neben seinem souverainen Willen waltete die Leidenschaft des Weibes ungehindert fort und behauptete sich in ihrem Rechte; sie durfte ihm nicht befehlen, er sich ihr nicht widersetzen; — so hatten die beiden Wesen sich gegen einander abgesunden. George Sand war nun, wonach er sich so lange gefehlt hatte, wirklich ein Mann, aber mit weiblichem Instinkt, Gefühl, Geschmack und Kunstsinne; ein Weib in der Spüre des Empfindungslebens, im Wollen und Erkennen männlich läßt und stertisch. Das Band war gelöst, auf schmerzliche gewaltsame Weise — davon ist manche Spur in George Sand's Briefen — gelöst das Band, das die beiden widerstrebenden Mächte zu einer Seele verband; fortan ging jede ihren besondern Weg; er war der Pflicht und des Gehorsams gegen sie, sie war der Scheu und Rücksicht gegen ihn entbunden.

Die neue Lebensperiode, in welche unser Autor hiermit getreten war, eröffnete er nun mit einem Buche in recht freiem männlichen Geiste; der Roman „Indiana“ trat aus Licht und brachte nicht allein eine plötzliche lebhaftere Sensation in der lesenden Welt, sondern auch eine tiefe Wirkung auf die Gemüther hervor. So lange man in Frankreich schon Romane geschrieben, von den Tagen des Vil Blas und der Manon Lescaut bis auf heute, war keiner, in welchem die Zustände und Verhältnisse unserer civilisirten Gesellschaft mit so durchdringendem Scharfblick gemauert, so treffend beurtheilt, in solcher Feinheit auseinandergesetzt, aber auch keiner, in welchem eine so bittere Anklage, ein so unnatürlich kränkender Hohn, eine so ungerechte Verdammniß darüber ausgesprochen worden wäre. Die Pariser Welt, nicht die heutige, sondern die längstgewesene aus den Zeiten der Restauration — die Einen haben sie mit übermäßiger Schmeichelei gepriesen, die Andern sie mit faulischer Geißel, oft unbedient, geschädigt, ein ernstes und gründlich unparteiisches Urtheil ist ihr noch nicht zu Theil geworden — hier findet der Leser sie mit seltener Kunst und Treue geschildert, bis in die feinsten Züge und Nuancen abentersseit. Der alte Soldat aus der Kaiserzeit, rauh und barsch, eigensüchtig, kaltfinnig, gemüth- und seelenlos, ist ein meisterhaftes Portrait, dessen Original wir Alle vor Augen gehabt haben — nur getraute sich bisher Niemand, es darzustellen, weil man die Banden der Theater Gymnase und Varietés und vollends die Lieder Beranger's, diese Volks-Evangelien, nicht Lügen strafen darf. Neben dieser unliebendlichen männlichen Gestalt steht die weibliche der Heldin des Romane, ein tief und fein angelegtes Charakter-Studium: liebend, voll Hingebung, voll Angst, schuldbehaftet, in ihrer Ehre angegriffen, moralisch zerrüttet, weil sie in dieser Ehe weder ihre Pflichten, noch ihre Rechte zu begreifen vermag; so ohne klares Bewußtsein ihrer Lage, ohne Richtschnur für ihr Handeln, sinkt sie tiefer und tiefer und giebt sich selbst rettungslos verloren. Nicht sowohl die Verirrung ihrer Liebe auf einen unwürdigen Gegenstand, als vielmehr der Haß gegen den lieblosen Gatten wird ihr zum Verderben; mehr ihr Kopf als ihr Herz richtet sie zu Grunde. Ein unglückliches, thörichtes, schwaches Weib, die da haßt, wem sie nicht liebt, und nicht vermag zu lieben, wenn sie lieben sollte, die weder ihre Verehrung, noch ihre Verechtung recht anzubringen versteht — eine Verblendete, deren Blick ins Leben über die Leidenschaft der jeweiligen Stunde nicht hinausreicht — wirft sie sich gedankenlos einem gedankenlos verächtlichen Wesen in die Arme, einem eisen, gemüthsdürren Stutzer, einem „eleganten jungen Mann“ der heutigen Gesellschaft, der vor einer wahren Leidenschaft Furcht hat, wie vor dem ärgsten Unglück. Unser Autor geht über die aimables jennes hommes der Scibe'schen Komödie eben so scharf zu Gericht, wie über die braves soldats der Stajier'schen Singspiele. Zwischen die drei genannten, mit ungewohnter psychologischer Wahrheit gruppirten Charaktere ist als vierte das Kammermädchen Norine geschoben, ein junges Kind, die alle Herzensschwächen ihrer Gebieterin theilt, aber ihre Thorkheit nicht; in ihrer Liebe betrogen, kommt sie raschen Entschlusses mit sich selbst ins Kleine und — stürzt sich ins Wasser. Endlich erscheint Ralph, Indiana's wahrer, mit Selbstaufopferung ergebener Freund; — so lange unterdrückte er seinen Schmerz, bezwang seine Eifersucht, gebot seinem Herzen Schweigen, bis die Zeit für ihn kommt, sich zu offenbaren, hervorzutreten in dem Augenblick, wo der unglücklichen Frau keine Hoffnung mehr auf Erden leuchtet, und seine Stimme tröstend zu erheben: „Ich bin hier!“ Solcher Art ist der Inhalt des Romane und jede Figur darin eine Schöpfung.

Demnachst erschien „Valentine“. Hier hatte Styl und Darstellungswiese sich noch edler und vollkommener herausgebildet; zu der männlichen Kraft und Gedankenfülle gesellte sich in hohem Maße Klarheit, gefälliger Glanz und freie anmuthige Beweglichkeit. Das moralische Motiv des Buches war dasselbe, wie bei der „Indiana“, die Geschichte eines Weibes, das in der Ehe und durch die Ehe an Ehre und Seele zu Grunde geht, wie so viele Andere anker der Ehe; aber die Ausführung ist ungleich kunstvoller, in unzähligen Schilderungen voll Wärme, Natürlichkeit und bezaubernder Lieblichkeit. Man glaubt es gar nicht, welche Mannigfaltigkeit interessanter Scenen und Episoden unser Autor aus dem Boden seines Geburtslandes Berry, sonst der langweiligsten und poestelosesten französischen Provinz, hervorzuzaubern weiß. Die Schilderungen und Situationen sind der größten Dichter und Meister würdig und dürften die Vergleichung mit den feurigsten und leidenschaftlichsten Büchern der Nouvelle Heloise nicht zu scheuen haben. Wir erinnern nur an die Scene auf der Wiese, wo die drei Frauen, an Herz und Geist so himmelweit von einander verschieden, von einer Scene beschrien, von einer Leidenschaft durchglüht, in Liebe zu demselben Manne entbrennen. „Indiana“ hatte den Ruhm des Vers. begonnen, „Valentine“ vollendete ihn und stellte den Namen George Sand in die erste Reihe der gegenwärtigen Dichter, ohne seines Gleichen unter den männlichen, docherbaben über jede Nebenüblichkeit weiblicher Schriftsteller, die je gewesen seyn oder künftig kommen mögen.

Was es heißt, in Paris eine literarische Bekanntheit erlangen, das vermögen sich wohl wenige Leser vorzustellen. Es ist eine Herrschaft über die Geister, ein Königthum aus dem Stegreif, das über Nacht aufsteigt; gestern wußte man noch nichts davon, heute beugt man das Knie davor. Der Kamelreiter wird plötzlich zum Gott. Der Ruf erhebt sich, er ist unaussprechlich, unwiderstehlich; man kann nicht sagen, wer ihn zu Wege gebracht, er schafft sich selbst und kommt von selbst, er bricht herein wie Sturm und Blitz. Diesseits tiefe Dunkelheit, jenseits blendende Glorie, und dazwischen nur die Breite eines Blattes Papier. Joma ist eine launische Göttin: während Unzählige sich mit heißen Beschwörungen, mit ungeheurer Frechheit und Niederträchtigkeit um sie bewerben, sucht sie ihre Günstlinge, die sie erheben, oder ihre Sträflinge, die sie züchtigen will, in der tiefsten Verborgenheit auf; wie der Geier auf die Taube, so schießt sie herunter auf den Gegenstand, mit dem sie spielen will; sie nimmt ein unbedeutendes, ein ganz unbekanntes Wesen, läßt einen flüchtigen Glanz um seine Stirn spielen, und siehe da, der große Haufe reißt die Augen auf, flaut und betet ihn an. Nirgends aber thut sie größere Wunder, als in Paris. Hier gewährt literarische Bekanntheit Euch Alles in Allem: Reichthum, Ansehen, Kredit, Schmeicheleien die Hülle und Fülle für jede Stunde des Tages, für den Morgen im Cabinet, für den Mittag auf der Promenade, für den Abend im Salon. So gerieth auch unser Autor plötzlich in einen wahren Strudel von Bewunderung, Schmeichelei, übler Nachrede und Verleumdung: er war Mode geworden, — aus diesem Sturme rettete sich, wer kann. George Sand war — länger als eine Woche lang — das große Räthsel, der große Gegenstand aller Unterhaltung, die große literarische Autorität. Man iß sich um ihn an tausend Orten, zu jeder Stunde, gleich viel, ob in Männer- oder Weibertracht; man sah ihn und bewunderte, man hörte ihn sprechen und bewunderte noch mehr. Wer ihn, George Sand, in seinen vier Pfählen besuchte, der findet bald einen munteren, schallhaften jungen Mann von achtzehn, bald eine hübsche, geistvolle Frau von fünf- und zwanzig bis dreißig Jahren. Der junge Mann verließt mit unmaß- ahmlicher Grazie Tabak zu rauchen und zu schnupfen; die grande Dame weiß Euch mit glänzender Beredsamkeit und reicher Phantasie zu unterhalten, daß Ihr in andächtiger Bewunderung vor ihr steht. Und nun erwehrt Euch, so Ihr's thut, dieses tausendfachen Zaubers, wenn er auf Euch gerichtet wird, entzieht Euch der zweifach fesselnden Gewalt dieses liebenswürdigen Doppelwesens. Ihr könnt nicht widerstreben: hingeben müßt Ihr Euch, Euer sinnliches Daseyn und Eure Seele an diese wunderbare Anziehungskraft der räthselhaften Persönlichkeit, die an Versäßen und Fehlern, an Schönheit, Gefühl und Leidenschaft nichts mit Andern gemein hat, die Ihr mit tausend Namen nennen könnt, die einen Schatz aller Empfindungen, welche sich sonst nie in einem Wesen zusammensünden, in sich heberbergt und Euch mit einer Fluth stets frischer, wechselnder Laune überschüttet.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Traité de la propriété des biens ecclésiastiques. — Von Afre. 5 Fr.
Mémoire sur le calcul des probabilités appliqué à la médecine. — Von Amador. 8 Fr.
L'herbagerie. — Erzählung vom Vicomte Arincourt.

Ostindien.

Ein Kriminalfall in Ostindien.

Die heutige Stadt Delhi ist die dritte dieses Namens, welche auf demselben Boden erbaut worden. Ohne Zweifel haben jedes Mal die Trümmer des alten Delhi das Bau-Material zu dem neuen geliefert; im Süden und Westen der Stadt sind lange Strecken noch jetzt mit verfallenen Gebäuden bedeckt, die allerlei armen Volke und oft auch räuberischem Gesinde als Zuflucht dienen. Diese traurige Gegend führt den Namen Kunderat.

Eines Morgens — es war im October 1833 — machte der Geistliche des dortigen Britischen Cantonnements, Herr E., seinen gewohnten Spaziergang am Ufer des Dschenna. Etwa fünfzig Schritte von dem Flusse kam er an eine Stelle, wo ein großer Baum stand. Da sah er zu seiner Verwunderung fünf große Bündel von weißem Tuch liegen, die sein Neusch bewachte: ein ganz ungewöhnlicher Umstand in jenen Gegenden, wo so viele Diebereien vorkommen. Herr E. sah sich vergebens nach dem etwaigen Besitzer um, und auch auf sein wiederholtes Rufen erfolgte keine Antwort. Neugier beweg ihn endlich, eines der Bündel zu öffnen, und er entdeckte mit Grausen den Leichnam einer erdrosselten Person. Die Klugheit rieth ihm, sich baldmöglichst von der Stelle zu entfernen; doch wollte er zuvor noch die anderen Bündel untersuchen; er öffnete ein zweites und fand auch in diesem einen Todten, dessen Kehle mit einem Stück Zeug zugeschnitten war.

Jetzt eilte Herr E. ohne Verzug in die Stadt und machte von seiner Entdeckung die Anzeige. Der Richter schickte einen veritbaren Beamten an den Daroga oder Polizei-Direktor, Mirza Delil, der sich an die bezeichnete Stelle begab und Spuren einer Anzahl von Personen bemerkte, die unter dem Baume gelagert haben mußten. Die Dschabir's von Nadschpur und die Gahger's von Weirabad wurden vorgeladen und zur Rede gestellt; aber sie leugneten Handbath jeden Antheil an dem Morde und jedes Mitwissen. Die Bewohner einiger anderer benachbarten Dörfer sagten zwar aus, sie hätten einen Trupp Leute gesehen, die wie Brindschara's aussahen, aber keine weitere Noth von ihnen genommen. Man forderte nun die etwaigen Verwandten der Ermordeten öffentlich auf, sie zu recognosciren; vieles Bett stürmte aus bloßer Neugier herbei und betrachtete die Leichname, aber Niemand erkannte sie als seine Angehörigen.

Was war nun zu thun? Kein verdächtiges Individuum hatte sich ausfindig machen lassen, und selbst die Beweggründe der Verbrecher blieben räthselhaft, denn die Gemordeten konnten allem Anschein nach nur sehr arme Leute gewesen seyn. Mirsa Delil nahm vorläufig ein Protokoll über den Befund auf und ließ dann die Leichname unter der Obhut zweier niedrigerer Polizei-Beamten nach dem Rathhause zu Delhi bringen. Er selbst bestieg sein Pferd und wendete sich südwärts gegen Miroli, den Ort, wo das majestätische Denkmal Kuteb Minar steht.

Der Polizei-Direktor konnte auf drei Wegen seine Station erreichen; einer dieser Wege führt gerade durch die Stadt Delhi, der andere außerhalb der Mauern um das Glacis herum, und der dritte, welcher der öfste und unbetreteuste von allen ist, durch die verfallenen Gebäude um Delhi, Kunderut genannt. Die Stadt zu passieren, hielt er für unnütz, da die Polizei hier schon wachsam genug war; und auf der sehr gangbaren Straße nach Miroli konnte er eine Begegnung mit verdächtigen Personen kaum hoffen, wegegen Kunderut ein gewöhnlicher Schlupfwinkel von Bagabunden ist. Er beriet sich einige Augenblicke mit seinem Begleiter und beschloß dann, über Kunderut nach Hause zu reiten.

Es war schon beinahe finster geworden, und noch hatten sie auf ihrem Wege nichts entdeckt, was Spitzbuben ähnlich sah. Plötzlich hörten sie aus kurzer Entfernung „Wer da?“ rufen, ein sonderbarer Zuruf an die hohe Polizei. Mirsa Delil spornte sein Pferd und ritt auf den Träger los. Dieser, ein hoher athletischer Mann, war in einen weiten Mantel gekleidet und trug einen Turban von Tuchstreifen auf dem Haupte. Mirsa Delil, der jedes Individuum in seinem Distrikte von Ansehen kannte, bemerkte gleich, daß jener Mann ein Fremder war, und sagte zu ihm: „Wer wir sind, kann Dir gleichgültig seyn; wer aber bist Du?“ Der Fremde antwortete ganz unbefangen: „Nun, ich heiße Kenka.“ — „Wo wohnst Du?“ — „Ich wohne dort“ (hier deutete er mit dem Finger nach Westen). — „Aha“, sprach Mirsa Delil, „Du meinst Rustemabad, nicht wahr?“ — „Ihr habt's errathen.“ — „Das ist seltsam“, versetzte der Daroga, „ich kenne jeden Bewohner von Rustemabad; auch bin ich gestern noch da gewesen und weiß, daß kein Fremder in dem Orte angekommen ist. Ich habe Dich nie gesehen. Komm nur mit uns!“ Der subalterne Polizei-Beamte, welcher unbesritten war, trat jetzt dem fremden Mann näher zu Leibe und bemerkte sonderbare Bewegungen an dessen Mantel, als ob noch etwas Lebendiges darunter steckte. „Holla!“ sprach er, das Tuch anfassend, „was habt Ihr da, Freund?“ Der Fremde wollte sich loswinden und hätte gern die Flucht ergriffen, allein es waren seiner Gegner zwei und Einer von ihnen beritten. „Sieh doch einmal, Ibrahim Eban, was der Mann da unter seinem Mantel hat“, sprach Mirsa Delil, „sein Versuch, uns zu hintergehen, macht ihn sehr verdächtig.“ Der Spitzbube mußte sich die Visitation gefallen lassen, und man zog ein junges Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren unter seinem Mantel hervor. „Wer ist dieses Kind“, fragte Mirsa Delil, „und warum hast Du sie versteckt? Sie scheint erschrocken zu seyn, das arme Ding.“ — „Ja“, sagte Ibrahim Eban, „sie zittert wie eine gerupfte Taube.“ — „Wohl kann sie das“, versetzte der Fremde, „wenn Ihr sie ihrem Vater aus den Armen reißt, und in dieser kalten Nacht dazu. Ich wollte das arme Kind beim zu seiner Mutter bringen.“ — „Heim zu seiner Mutter?“ entgegnete der Daroga; „Du sagtest ja, Deine Wohnung sey in Rustemabad, und jetzt kommst Du von dort her; wohnt etwa Deine Frau an einem anderen Orte?“ — Der Fremde wollte eben neue Entschuldigungen versuchen, als das Mädchen plötzlich Rath faßte und, auf Mirsa Delil zuströmend, plötzlich ausrief: „Ach, lieber Herr, Alles, was dieser Mann Euch sagt, ist erlogen, er ist nicht mein Vater; gestern Nacht hat er meinen Vater und meine Mutter gemordet und wird es eben so mit mir machen, wenn Ihr mich nicht beschützt.“ — „Es soll Dir nicht an Schutz fehlen“, sprach der Daroga und ließ durch seinen Begleiter Ibrahim dem Menschen die Hände auf den Rücken binden. Dann brachen sie Alle bei Mondlicht auf und erreichten spät in der Nacht die Polizei-Station Miroli.

Der Daroga ließ den Gefangenen in festen Gewahrsam bringen und verhörte dann die Kleine, die zum Glück ein sehr verständiges Kind war. Die Aeltern des Mädchens, ihrem Gewerbe nach Grasschnitter, hatten auf ihrer Wanderung durch das Land in einem Stadtviertel von Delhi eine Wohnung bezogen. Mit ihnen zusammen wohnten noch mehrere Personen von demselben Gewerbe. Ein paar Tage vor der Gräueltat nahm eine Gesellschaft von zehn Personen, die wie Reisende ausahen, in der Nähe jenes Hauses ihr Absteige-Quartier. Sie hatten Pferde bei sich und schienen wohlhabend zu seyn. Woher sie gekommen und welches der angebliche Zweck ihrer Reise gewesen, konnte Letschminia — so hieß das Mädchen — nicht sagen; sie wußte nur so viel, daß die fremden Männer ihre Aeltern und die Uebrigen einluden, sie auf der Wanderung zu begleiten und für ihre Pferde Sorge zu tragen. Die Grasschnitter nahmen ihre Kinder mit, und Alle zusammen lagerten am Tage vor der Mordthat in der Nähe des Ortes, wo man die Leichname entdeckt hatte. Die fremden Männer zechten mit den Schnittern, und Mertabo, das einzige Weib, welches bei ihnen war, bewies den Kindern große Freundlichkeit.

Mitten in der Nacht wurde Letschminia durch ein Geschrei und Geräusch aus ihrem Schlafe geweckt. Bald darauf hieß Mertabo sie aufstehen, setzte dann alle Kinder auf die Pferde und ritt mit ihnen weiter. Nachdem sie in den verfallenen Straßen von Kunderut eine Strecke zurückgelegt hatten, wählten sie ein Quartier und stiegen sämtlich ab. Letschminia fragte, wo ihre Aeltern seyen; man befahl ihr aber unter schrecklichen Drohungen, still zu schweigen. Als der Tag graute, nahm Einer von der Gesellschaft, Namens Whola — der Mann,

den man jetzt im Gewahrsam hatte — Letschminia und ihre jüngere Schwester mit sich in die Stadt, um die Kinder zum Verkauf anzubieten. Die Gemahlin eines Nabobs kaufte die jüngere Schwester; Letschminia aber konnte der Räuber nirgends anbringen, weil sie nicht mehr jung genug war. Voll Verdruß hierüber schleppte er das Mädchen wieder aus der Stadt und würde sie vermutlich getödtet haben, wenn Mirsa Delil ihm nicht begegnet wäre. Man wunderte sich mit Recht über die Frechheit des Räubers, der bei hellem Tage in die Stadt gehen und Mädchen zum Verkauf ausbieten konnte, deren Aeltern er aus derselben Stadt hinausgelockt und ermordet hatte.

Mirsa Delil versammelte seine Untergebenen noch vor Tages-Anbruch in Kunderut. Es wäre ihnen jedoch schwer geworden, die Spitzgesellen des Whola zu entdecken, hätte nicht ein Mann, der um ihren Aufenthalt wußte, der Polizei den Weg gezeigt. Man fand in dem Schlupfwinkel des Festungswalls die Effekten der Ermordeten; die Verbrecher wurden gebunden abgeführt, und Mirsa Delil machte sich mit Letschminia auf den Weg, um ihre Schwester zu befreien. Erstere fand nach kurzem Suchen das Haus der Dame, die das Mädchen gekauft hatte. Die Bedienten des Nabob wurden mit Whola konfrontirt und beschworen die Identität desselben mit dem Verkäufer.

Zu vollkommener Feststellung eines Verbrechens sind, nach dem Gesetz der Muselmänner, Augenzeugen nothwendig. Nun aber hatte Letschminia den Mord nicht eigentlich ausführen sehen; und so war der Britische Beamte, welcher die Sache zum Spruch vorlegen sollte, in einiger Verlegenheit. Endlich beschloß er, zwei von den Gefangenen, die, allem Anschein nach, keine so verflochte Bfwichter waren, wie die Uebrigen, unter Zusage der Freiheit, zum Geständniß zu bewegen. Beide gewannen allmählig Vertrauen, erzählten ihm Alles, wie es vorgefallen war, und erbärteten ihre Aussagen durch einen Eidschwur. In Folge dessen wurden fünf Individuen von der Bande (worunter auch Whola, dessen Vater und Oheim) zum Tode, zwei Andere zur Landes-Verweisung, und Mertabo, deren Gatte, Sohn und Bruder die Todesstrafe erleiden mußten, zu lebenslänglicher Einsperrung in Delhi verurtheilt.

Als Mertabo den Urtheilspruch hörte, wurde sie fast wahnsinnig und wollte durchaus das Schicksal ihrer Verwandten theilen. Die Männer gaben kein Zeichen von Reue; sie bekannnten ihren Wächtern, daß sie vom Stamme der Thaori's in Dschaudpore seyen und schon viele ähnliche Grausamkeiten begangen hätten. Die Thaori's sind fast ohne Ausnahme Spitzbuben von Gewerbe und jedes Verbrechens fähig. So charakterisiren sie Oberst Tod in seinen „Annalen von Radschestan“, und Major Steemann in seiner „Ramasiana“.

Am Morgen der Hinrichtung versammelte sich ein großer Volkshaufe um die Richtstätte. Auch viele von den vornehmen Bewohnern Delhi's, darunter der Nabsha Kulinga Singh von Rischengurb, waren gegenwärtig. Alle Fünf standen auf dem Schaffot, Jeder mit einem Strick um den Hals, und der Henker zog die Kappe über Whola's Gesicht. Während er mit den Uebrigen beschäftigt war, sah ich Whola sein verhäßtes Gesicht seinem Nachbarn zuwenden und hörte ihn fragen: „Bist Du schon gebent?“ dieser antwortete: „Nein, noch nicht.“ So gleich sprang Whola mit beiden Beinen über den Rand des Gerüstes und erdroffelte sich auf diese Weise selbst. Ich habe von Amts wegen vielen Hinrichtungen beigewohnt und kann versichern, daß ich die Hindu's immer mit größter Kaltblütigkeit sterben sah.

Mertabo wollte tausendmal lieber sterben, als ihre theuersten Angehörigen überleben. Bis auf den Tag, an welchem das Schicksal der Bande sich entschied, konnte sie, trotz ihres vorgerückten Alters, eine schöne Frau heißen; aber drei Wochen nach der Hinrichtung war sie schon ein abgegebretes Gerippe mit eingefallenen Augen und hervorstehenden Backenknochen — das Bild des höchsten Jammers und Elends. Bald zeigten sich auch Symptome von Geistes-Verwirrung, die mit vollkommenem Wahnsinn endeten. (As. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Mortalitäts-Verhältnisse. In London stirbt jährlich von 40 Menschen, in ganz England aber nur von 52 Menschen Einer. Die gesündesten Distrikte sind Suffex, Cornwallis, Monmouth, Wäles und Suffolt, die ungesünderen dagegen Lancashire und Surrey, wegen der großen Städte, die sich darin befinden, und Durham und Northumberland, wo die zahlreichen Kohlen-Bergwerke nicht unwesentlich auf die Sterblichkeit einwirken. Nächst London ist Liverpool die ungesündeste Stadt in England, da hier von 41 Menschen jährlich Einer stirbt. In Manchester und Glasgow stirbt nur von 45 und in Leeds von 47 jährlich Einer. So wie England überhaupt aber dasjenige Land in Europa ist, wo die geringste Sterblichkeit herrscht, so hat auch London, wie es scheint, ein viel gesünderes Klima, als alle andere Hauptstädte Europa's und Nord-Amerika's — wenn nämlich den Sterbelisten, wie sie in der überfülltesten Englischen Hauptstadt geführt werden, ganz zu trauen ist. Nachstehende Zahlen-Angaben entlehnen wir dem kürzlich in England erschienenen, von Dr. John Hogg herausgegebenen Buche „London wie es ist“, das auch in Bezug auf die Gesundheits-Verhältnisse der Hauptstadt viel Belehrendes enthält. Die jährliche Sterblichkeit beträgt in London 1 auf 40, in St. Petersburg 1 auf 37, in New-York 1 auf 35, in Berlin 1 auf 34, in Paris 1 auf 32, in Philadelphia 1 auf 31, in Neapel 1 auf 28, in Brüssel 1 auf 25, in Amsterdam 1 auf 24 und in Wien 1 auf 22. Von allen Ländern Europa's soll Sicilien das ungesündeste Klima und die größte Sterblichkeit haben, was sich auch bei der jetzt dort auf furchtbare Weise um sich greifenden Cholera zu bestätigen scheint.